

RETROKOLUMNE

Wer **Bob Seger** nur als Heartland-Rocker mit dem Naturburschen-Charme und der kehligen Stimme kennt, Held aller Fernfahrer und Schwiegermütter der Siebziger, dürfte überrascht sein, dass der Mann aus Ann Arbor, Michigan, gut zehn Jahre zuvor noch deutlich aufregendere Musik gemacht hat. Diese kleine Bildungslücke schließt „Heavy Music: The Complete Cameo Recordings 1966-67“, eine Zusammenstellung von zehn Singles, die Seger mit seiner damaligen Band *The Last Heard* in Detroit aufgenommen hat, bevor er zum Majorlabel Capitol wechselte. Die einst so stolze Motor City war damals schon im Niedergang begriffen, die Arbeitslosigkeit stieg. Gleichzeitig war sie aber auch Sitz des boomenden, schwarzen Plattenlabels Motown, das den Soundtrack zum afroamerikanischen Aufbruch lieferte. In diese brodelnde Stimmung stieß Seger, dessen Helden Little Richard und James Brown hießen, mit einer ziemlich tanzbaren Mischung aus Garagenrock und schweißtreibendem Funk. Entgrenzung als Trieb- und Frustabfuhr. Schon der Titelsong „Heavy Music“ rollt mit lässigem Fingerschnippen los, nur um sich Takt um Takt zu einer fulminanten Rhythm & Blues-Messe auszuwachsen. Segers Songwriting-Talent ist beeindruckend, auch sein Humor. Er schafft es spielend die *Beach Boys* („Florida Time“) und Bob Dylan („Persecution Smith“) zu parodieren, ohne an Momentum und Groove zu verlieren. Mal klingt er wie ein zürnender Van Morrison („East Side Story“), mal wie ein Easy-Listening-Crooner („Very Few“). Was all diese Aufnahmen eint, ist ihre Energie.

Sie wird bald in jene Wut umschlagen, die sich wenig später im Detroit-Proto-Punk von Bands wie *The Stooges* und den MC5 entladen sollte.

Lange Jahre sollte Punk ein männlich dominiertes Spielfeld bleiben, auch in seiner späteren Generation-X-Variante, genannt Grunge. Bis 1990 drei junge Frauen aus Olympia auf die Welt gelassen wurden und ihren Platz einforderten. Ihre Band **Bikini Kill** tat das mit relativ überschaubaren musikalischen Mitteln, dafür mit einer Vehemenz, die so manchem Slacker im Holzfällerhemd aus der Weltschmerz-Starre gerissen haben durfte. Nachzuhören auf der neu aufgelegten Kompilation „The Singles“. Schon in Songtiteln wie „Rebel Girl“, einem Duett mit Joan Jett, deutete sich Bikini Kills feministische Agenda an: „When she talks, I hear the revolution / In her hips, there's revolutions“, skandiert sie. Sängerin Kathleen Hanna forderte bei Konzerten die anwesenden Frauen regelmäßig auf, nach vorne zur Bühne zu kommen, um ihnen Flugblätter mit Liedtexten in die Hand zu drücken. Männliche Zwischenrufer schmiss sie persönlich raus. Dass Bikini Kill bei ihrer Generalabrechnung mit dem anderen Geschlecht trotzdem auf die Dienste eines männlichen Gitarristen zurückgriff, machte die Sache nur noch sympathischer. Mit der von ihnen initiierten „Riot-Grrrl-Bewegung“ solidarisierten sich bald Bands und Musikerinnen wie *Huggy Bear*, *Babes In Toyland*, *Sleater-Kinney*, *L7* und Beth Ditto. Für die deutsche Soziologin Katja Sabisch zielte die Bewegung darauf, „die ungezogenen, selbstsicheren und neugierigen Zehnjährigen in uns wieder aufzuwecken, die wir waren, bevor uns die Gesellschaft klar machte, dass es Zeit sei, nicht mehr laut zu sein und Jung zu spielen“.

Der feministische Agitprop-Punk von Bikini Kill mag aus einer anderen Zeit stammen, aktuell, aber vielleicht nie.

Auf eine Zeitreise ganz anderer Art nimmt uns das verdienstvolle Label Light In The Attic mit, das gerade diverse Soloalben des japanischen Musikers und Multiinstrumentalisten **Haruomi Hosono** wieder veröffentlicht. Hosono mag hierzulande nur wenigen ein Begriff sein, in seiner Heimat ist er ein musikalischer Nationalheld. Das Lebenswerk des inzwischen 71-Jährigen umfasst so ziemlich jedes Genre der Geschichte der Popmusik, manche davon hat er sogar entscheidend mitgeprägt. So war er ein Pionier der elektronischen Musik und nahm mit seiner Band *Yellow Magic Orchestra* einige der interessantesten Alben des Synthie-Pop auf. Mit nahezu grotesker Virtuosität arbeitete er sich durch Musikstile wie karibisch angehauchten Yacht-Rock, Electro-Exotica oder Proto-Techno. Er selbst beschrieb seine Form der kulturellen Aneignung später als „Sightseeing Music“. Tatsächlich scheint sein Wissen über Popmusik, seine Experimentierlust schier unerschöpflich, bis heute. Leider ist bislang nur das Album „Hosono House“ aus dem Jahre 1973 in Europa in einer neu abgemischten Fassung wieder erhältlich. Es ist eine Hommage an „The Music From Big Pink“, dem Folkrock-Meisterwerk von *The Band*, durchweht von Bossa Nova und Americana-Klängen, nur eben als abgeklärte Samuraim-Version.

THOMAS BÄRNTHALER



Früher wirkte Männlichkeit noch intakt und kraftvoll. Nur wer genau hinsah, entdeckte schon damals seine Fragilität.

FOTO: PLAINPICTURE/CHRISTIAN KLÖCKNER

Weißer Blackout

Er war ein Konservativer, ich ein Liberaler, aber entschlossen, auch mit Andersdenkenden zu reden. Es ist mir nicht gelungen. Von Ralf Bönt

Kürzlich traf ich in einem Berliner Lesetemple einen Bekannten wieder, den ich vor einigen Jahren manchmal beim Sport gesehen hatte. Damals arbeitete ich an meiner Streitschrift zum Feminismus und dem darin nicht gespielten Part der Männer. Wir kamen darüber ins Gespräch, und der belesene, einflussreiche Journalist sandte mir ein- oder zweimal einen hilfreichen Text. Er war zu dieser Zeit ein Konservativer oder Rechtsliberaler mit Interesse an der FDP oder doch eher an Bernd Lucke. Das machte nichts, obwohl ich mich klassisch links sehe: immer am Integrativen interessiert und keineswegs geldgläubig, ein glühender Modernist und selbstverständlich Europäer.

Den anderen auf den Misthaufen der Geschichte zu wünschen – das ist ihre Sprache, nicht meine

Dass diese Differenz nichts ausmachte, lag nicht an den Gemeinsamkeiten, etwa dass auch ich eine Opposition zu Angela Merkel immer schon okay fand. Die Differenzen störten nicht, weil wir in Zeiten offener Gespräche leben, und das bedeutet, persönliche Einstellungen des anderen gerade nicht als Angriff auf die eigenen Überzeugungen zu lesen. Mit Andersdenkenden im Austausch zu stehen, das ist die Qualität und auch Grundbedingung unseres Zusammenlebens. Es macht Spaß. Nein, ich habe nichts gegen Rechte, nichts außer meine Argumente, die ich in den Gesprächen mit dem Sportsfreund schärfte, und beinahe wäre aus den regelmäßigen Terminen eine Freundschaft ent-

standen. Doch plötzlich veränderte sich etwas, der Ton wurde schärfer, er verteidigte rabiat das Patriarchat oder behauptete, man dürfe in Deutschland die Wahrheit nicht sagen. Es waren einzelne Sätze, die nicht auf eine Antwort aus waren. Wir verloren uns aus den Augen. Später las ich, dass er erst seinen Job aufgegeben hatte und dann der mittlerweile radikalisierten AfD beigetreten ist, die in die Parlamente einzog. Gegen Radikale habe ich sehr viel.

Getroffen hatte ich ihn danach schon mal auf Veranstaltungen. Er sprach mich an, obwohl ich mich im sozialen Netzwerk öffentlich distanziert hatte. Warum ließ ich es geschehen? Um keinen Aufbruch zu riskieren, also aus Bequemlichkeit? Oder weil es auch jetzt noch wichtig war, den anderen zu respektieren? Ich respektierte die AfD nicht: Weil zu viele Redner dieser Partei selbst andere nicht respektieren. Wer da eintritt, distanziert sich nicht vom Fan-kravengeschrei, von der Lust auf Kurzsichtigkeit, von der Feier niedriger Regungen und dem Hochmut gegenüber Verlierern.

Andererseits zwingt mich dieser Umstand zu dem, was ich nicht will: selbst den Respekt zu verweigern und zwar gleich auch der Person, nicht nur ihrer Meinung. Das ist ein Verhalten, das die Radikalen gesellschaftsfähig machen wollen. So kann es geschehen, dass man sie im nächsten Schritt auf den Misthaufen der Geschichte wünscht und dann merkt, dass man angefangen hat, ihre Sprache zu sprechen. Mit ihnen zu reden, als ob nichts sei, bestätigt sie erst recht.

Was tun? Zunächst entschuldigte ich meine Untätigkeit vor mir selbst mit kleinen Münzen: Jeder habe das Recht auf eine

Verirrung, und die AfD werde ohnehin nur aus Protest gewählt, niemand kenne die absurden Wahlprogramme. Sie sei nur eine temporäre Überreaktion auf das Tocqueville-Paradox, bei dem der linksliberale Mainstream auf immer geringfügigere Benachteiligungen der Frauen, Homosexuellen und anderer, doch immer nur bestimmter Gruppen seismografisch reagiert, und größere Benachteiligungen anderer Gruppen, zu denen jener Bekannte gehörte, ignoriert. Dieses Missverhältnis schüttelte sich bald zurecht, so eine meiner Fantasien. Vielleicht gar, indem er aus der radikalen Partei einen rechtsnationalen Flügel der Union machte, die dann einer neu geforderten Sozialdemokratie wieder Platz verschaffe? Weil er selbst ja gar nicht radikalisiert ist?

Das Neoautoritäre, ob ihm nun Frauen oder Männer anhängen, ist das Altmännliche

Ich wärmte mich auch an einer meiner Lieblingstheorien über die sich nun endlich verändernde Männlichkeit. Dass sie eine zentrale Rolle spielt, hörte man nicht nur oft aus der AfD, sondern auch von rechten Krakeelern außerhalb der Partei. Das Neoautoritäre ist, ob ihm nun Männer oder Frauen anhängen, das Altmännliche. In dessen Welt erklärten sich Männer, weil ihnen nach der Pubertät die körperlichen Wachstumsmöglichkeiten fehlten, mit dem Himmel eins. Nach dem Tod Gottes wurde der Himmel dann durch die Nation ersetzt. Der Kollektivkörper „Mutter Nation“ wird im letzten Gefecht des Patriarchats von ewig Unerwachsenen verteidigt,

sagte ich mir. Denn Erwachsensein hieß, seine Grenzen zu kennen.

Aber, sagte ich mir, spätestens seit den starken Frauen von „Me Too“ sind wir doch auf dem Weg zu einer neuen, freieren Idee auch vom Mann. Dass es Rückzugsgelächte nur gibt, weil mancher nicht weiß, dass in Zukunft auch er eine sichere Ecke im Haus haben wird, nicht nur ein Zimmer für sich allein, das eben draußen ist: das Auto, das die Strafe mit anderen teilen muss. Warum also dem alten Bekannten nicht nachsichtig eine Hand reichen? Mit einem Radikalen zu reden, kann ja immer noch wirksamer gegen weitere Radikalisierung sein, als ihn zu meiden.

Doch als ich den Bekannten kürzlich erneut an einem Buffet traf, musste ich erkennen, dass meine Theorien fragile Babelarbeit sind, nicht robust genug: Er begann ein Gespräch über mir wichtige Themen. Eine schwache Autorin wurde genannt. Ich wollte sie nicht überbewerten. Daraufhin sein Triumph: Wieso, Frauen könne man doch generell nicht ernst nehmen. Ich: Äh, was? Er: Frauen haben doch noch nie zu irgendeiner Diskussion beigetragen. Es folgten noch ein paar Namen, ich wiggelte kurz ab und verstummte.

Dabei war ich weder weiterhin in einer Benimmregel gefangen noch ohne Worte. Eher hatte ich ihrer noch mehr als zuvor und viel zu viele, sie drängten sich auf kleinem Raum, der Moment fühlte sich wie ein weißer Blackout. Was ich vom Zusammenleben wusste, was ich als Deutscher gelernt und mir erarbeitet habe, wich einem grellen weißen Licht: dass wir nicht gleich, aber gleich an Rechten und Würde sind und deshalb keine Kollektivurteile und kei-

Meister der Affekte

Frank Castorf beschließt am Schauspiel Köln mit dem Roman „Ein grüner Junge“ seinen Dostojewski-Zyklus – mit Erfolg

Frank Castorf ist so etwas wie der Fürst Bismarck des Berliner Theaters. Der Reichskanzler wurde nach fast einem Vierteljahrhundert von einem uneinsichtigen jungen Kaiser gefeuert; der Intendant der Berliner Volksbühne nach der gleichen Zeitspanne von einem ebensolchen Kulturbürokraten. „Der Lotze geht von Bord“: Das Theater-schachtschiff am Rosa-Luxemburg-Platz liegt – spätestens seit dem Scheitern des Castorf-Nachfolgers Chris Dercon – auf dem Trockendock. Seit seinem Abgang reist Castorf, der wohl wichtigste lebende Theatermacher, als „freier“ Regisseur umher. So manche Bühne erhofft sich von ihm eine Befreiung.

Zum Beispiel das Schauspiel Köln. Seinen fünfteiligen Dostojewski-Zyklus beschließt Castorf im Kölner „Depot“, der Spielstätte auf der rechten Rheinseite. „Ein grüner Junge“, wie das Buch in der Übersetzung von Swetlana Geier heißt (früher: „Ein Jüngling“), erschien 1875, zwischen den „Dämonen“ und den „Brüdern Karamassow“. Das Thema der Verweisung – oder jedenfalls der Vaterlosigkeit – spielt darin eine entscheidende Rolle.

Der Gutsbesitzer Werssilow hat eine Magd, die Frau eines Knechts, zweimal geschwängert. Dann ist er davongezogen, ins

Ausland, auf eine Art Bildungsreise. Hat viel erlebt. Anschließend hat er die frühere Magd zu sich geholt, nicht aber den Sohn, der aus der Beziehung hervorging. Dieser inzwischen fast erwachsene Mann, Arkadij Dolgorukij, ist der Ich-Erzähler des Romans. Impulsiv ist sein Naturell und auch seine Erzählweise. Permanent versieht er den Leser mit Hinweisen auf seine Erzählstrategie, doch die ist in Wahrheit chaotisch. Immerhin schürt Arkadij mit großspurigen Ankündigungen die Spannung. Er will den Vater finden und überdies „ein Rothschild“ werden. In der Folge kommt es zu jeder Menge Kabale und Liebe.

Castorf unternimmt gar nicht erst den Versuch, eine Schneise durch das dramaturgische Dickicht zu schlagen. Vielleicht muss man auch gar nicht so genau verstehen, wer an wen einen „kompromittierenden Brief“ geschrieben hat oder wer wen erschießen will. Dostojewski ist ein Meister der Affekte, und genau das ist der Regisseur des Abends auch. Die Durchdringlichkeit der Zusammenhänge ist zugleich das Stilmittel, das Castorf virtuos nutzt, um ebenso viel zu verbergen wie zu enthüllen. Die Cinemascopebühne von Alexander Denić zeigt eine feudale Datsche mit Türmchen, eine Garage, die zugleich Bil-



Nikolay Sidorenko und Sophia Burtscher in *Dostojewskis Welt*. FOTO: THOMAS LAURIN

lardsalon ist, und vieles mehr. Dank der ausgefeilten Live-Videochnik, die das Innere nach außen kehrt, hört man nie auf, in diesem Kosmos etwas zu entdecken.

Im Zentrum der Affekt-Regie aber steht das geradezu bizarre Verhältnis zwischen (natürlichem) Vater und Sohn. Der großartige Nikolay Sidorenko spielt mit nicht erlah-

mender Energie den Arkadij, der sich selbst einmal als „stolz und herrschütig“ bezeichnet. Es fehlt den Figuren nicht an delikaten Selbstanalysen, und doch bleiben sie sich selber fremd – darin liegt ja Dostojewskis unvergleichliches Genie. Peter Miklusz ist der offensiv jung besetzte Werssilow. Vater und Sohn begehren dieselbe Frau, Katerina Nikolajewna (Melanie Kretschmann). Irgendwie liebt Werssilow aber auch Arkadijs Mutter (die ebenfalls von Kretschmann gespielt wird). Dieser Werssilow ist ein Tausendsassa und zugleich, so beschreibt er sich selbst, „der einzige Europäer“. Hier dockt die Geschichte unverkennbar an die Gegenwart an: Angesichts immer weiter auseinanderdriftenden Gesellschaften muss es eine Utopie geben, die den Menschen, bei allem Pessimismus, ein Ziel gibt. Die Religion ist es nicht (mehr).

Werssilow hat diese Utopie ausfindig gemacht: In der Dresdner Gemäldegalerie, in einem Gemälde von Claude Lorrain, „Das goldene Zeitalter“. In solchen Momenten fängt Arkadij an, für seinen Vater zu schwärmen. Der erklärt einmal: „Die Menschen so zu lieben, wie sie sind, ist unmöglich – aber genau das ist geboten.“ In dieser Paradoxie, die Morde und Selbstmorde zur

ne Todesurteile aussprechen, auch keine sozialen; dass wir den Einzelnen sehen, als Erstes ihn vor seiner Zugehörigkeit zu einer Gruppe in Schutz nehmen: alles in Überbelichtung verschwunden. Der Mensch, ein jedwedes menschliches Gegenüber, war weg. Mein Kontrahent verabschiedete sich, ohne dass ich entschieden widersprochen gehabt hätte.

Seitdem ist mir klar: Wir haben eine Aufgabe, und wir können daran scheitern. Wir können nicht nur theoretisch, sondern wirklich scheitern, ausgerechnet unsere Generation kann scheitern, wie es unsere Großeltern in Alexander Boschwitz' Roman „Der Reisende“ tun, die um die Reichskristallnacht herum Möglichkeit um Möglichkeit verpassen, in denen sie dem Umkippen des Systems noch ein letztes Mal widersprechen könnten.

Die Abstraktionsleistung der Moderne: zu unterscheiden zwischen Mensch und Gruppe

Aber die Ochlokratie, wie sie schon die Griechen nannten: die Herrschaft des Pöbels – eines geistigen Pöbels –, kommt nicht aus dem Nichts. Und sie regiert bereits von Budapest bis Brasília, weil einzelne, dann mehr und schließlich viele, denen die Zukunft zu mühsam ist, aus der Geschichte aussteigen. Der reaktionäre Geist kann sich durchsetzen.

Umso wichtiger ist heute deutlicher Widerspruch, wenn Kollektivhaftung angewandt werden soll. Ob es Terroristen oder Straftäter gibt, die muslimischen Glaubens sind, ob es Frauen gibt, die in leitenden Position in der Unterzahl sind, oder Männer, die sexuelle Gewalt ausüben: Es muss klar sein, dass in der Moderne die Abstraktionsleistung, zwischen dem Einzelnen und seiner Gruppe zu unterscheiden, das Minimum für jeden ist. Wir erwarten es von jedem Notarzt, wenn er einen Kranken ungeachtet aller Umstände behandelt. Wir erwarten es von der Polizistin, die auf der Straße ungeachtet von Nationalität, Einkommen, Alter, Geschlecht jemanden schützt. Wir erwarten es von den Eltern, die allen ihren Kindern gerecht werden. Früheren Umgangsformen sollten wir ihren würdigen Raum dort geben, wo sie hingehören, in der Geschichte, während wir uns der uns eigenen Lust auf die Zukunft widmen.

Behelfsweise tut es auch die Einsicht, dass die Zukunft wieso kommt. Meistens hat sie, während man redet, sogar schon begonnen. Aber offenbar ist es unsere Aufgabe, die Ende des 18. Jahrhunderts ausgehandelten Grundbedingungen erst richtig durchzusetzen. „Die Nostalgie“, schreibt der amerikanische Politikwissenschaftler Mark Lilla, „legte sich nach der Französischen Revolution wie eine Wolke über das europäische Denken und hat sich seitdem nicht mehr aufgelöst.“

Stimmt vielleicht etwas an ihr nicht? Die Frage muss erlaubt sein, und der Philosoph Dieter Thomä hat in seinem Buch „Väter“ darauf hingewiesen, dass wir mit der Brüderlichkeit und dem Königsmord etwas ersatzlos abgeschafft haben, das nicht abzuschaffen ist: den Vater. Seit wir alle Brüder und Schwestern sind, gäbe es, so Thomä, keinen Generationenvertrag mehr. Tatsächlich bildet sich unsere politische Landschaft mangels eines solchen Vertrages unnötig mühsam um: Erst grenzte Helmut Schmidt die Jungen aus der SPD aus, sie wurden Grüne. Dann kopierten die Sozialdemokraten sie schlecht, zuletzt besetzte auch die Union ihre Positionen, und zwar unter Freigabe des misogynen, rückständigen Randes. Vielleicht ist der jüngste Aufstieg der Grünen Richtung Volkspartei genau jene Schwelle, die genommen werden musste, um den Blick wieder nach vorn zu richten. Dass sie in diesem Moment selbst schon wieder leicht konservativ wirken, bestätigt die Probleme eher, als dass es sie widerlegt. Eine rebellische Jugend ist, auch infolge des Zugungstreiks der Männer, nirgends in Sicht.

Eine Chance hat die Vergangenheit aber noch nie gehabt, auch wenn sie oft so selbstsam vertraut wirkt wie ein alter Bekannter. Dem werde ich das beim nächsten Mal wohl sagen müssen.

Der Autor ist Schriftsteller und promovierter Physiker. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Das kurze Leben des Ray Müller“ (DVA).